

Vom Verfertigen der Gedanken im digitalen Diskurs: Versuch einer wechselseitigen Bestimmung hermeneutisch und empirizistischer Positionen

Stefan Gradmann *

Abstract: Electronic publishing and open access to the resulting publications have a very specific status and equally specific consequences in the different scientific cultures. Fundamental differences with respect to the respective underlying information models in the hermeneutic and the empiricistic scientific cultures engender significantly different semantics of key words such as open and "access". The contribution aims at defining a perspective for the humanities in this context and is concerned with their innovation potential.

Academic publishing is one part of a system of highly interdependent components. Change one component [...] and system-wide effects follow. Hence if we want to be practical we have to consider how to deal with the whole system. In my earlier note I was reflecting on what many years of experience tell me about my colleagues in the humanities and the ideals that underpin humanistic practice to this day. [...] Humanists are fundamentally dedicated to asking questions, to problematizing what has formerly seemed unproblematic. So, I'd think that if we go forward proclaiming "open access!" we should expect the very folks we most want to persuade to be the ones who poke at our ideas to see how intelligent they really are.

Willard McCarty¹

* Address all communications to: Stefan Gradmann, Regionales Rechenzentrum der Universität Hamburg, Schlüterstrasse 70, 20146 Hamburg.
E-Mail: stefan.gradmann@rrz.uni-hamburg.de.
URL: <http://www.rrz.uni-hamburg.de/RRZ/S.Gradmann>
Stefan Gradmann leitet die Gruppe Virtuelle Campusbibliothek am RRZ der Universität Hamburg, wo auf Basis innovativer Publikations-, Content Management- und Bibliotheksdienste eine integrierte Infrastruktur für Informationsmanagement entsteht.

¹ http://lists.village.virginia.edu/lists_archive/Humanist/v17/0336.html

1. Vorrede

Der folgende Beitrag wurzelt in dem Erfahrungshintergrund des Verfassers, der zugleich für einen Universitätsverlag – die Hamburg University Press – verantwortlich ist und ein Kooperationsprojekt zur Vernetzung akademischer Initiativen für "Open Access"-Publikationen in Deutschland – das Projekt GAP (German Academic Publishers) – leitet.

Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, dass zum Teil grundlegende kulturelle Differenzen zwischen den Wissenschaftsfamilien bestehen im Bezug auf die Formen der elektronischen Publikation und in Konsequenz dessen auch ein unterschiedliches Verständnis dessen, was "Open Access" dann letztlich bedeuten soll – und dass diese Differenz in den programmatischen Debatten um die zukünftige Gestaltung der wissenschaftlichen Kommunikations- und Publikationsstrukturen regelmäßig unterschlagen wird.

Gleiches gilt für die Techniken der Produktion elektronischer Inhalte: auch zu diesen haben unterschiedliche Wissenschaftskulturen offenkundig ein je grundlegend verschiedenes Verhältnis, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man den Manuskripteingang in einem geisteswissenschaftlichen Monographienverlag mit den dort regelmäßig zu verarbeitenden fast barocker Auszeichnungsgorgien vergleicht mit den weitgehend bruchlosen und ebenso konsistenten wie (typographisch!) mausgrauen Artikeln aus beispielsweise physikwissenschaftlichen LaTeX-Schmieden.

Fast stofflich greifbar schließlich wurde die für die Motivation dieses Beitrages konstitutive Differenz anlässlich eines im Anschluss an eine Tagung der Max Planck Gesellschaft in Berlin am 22. Oktober 2003 veranstalteten Symposiums mit dem Titel "Two Roads to open Access – State of the Art and Perspectives in the German Humanities & Social Sciences".² An ein Grundsatzreferat des Kognitionswissenschaftlers und Open Access-"Missionars" Stevan Harnad³ schloss sich eine längere und mit vielen Missverständnissen und Klärungsversuchen durchsetzte Diskussion um die spezifischen Funktionsbedingungen für Open Access-Modelle in den Geisteswissenschaften.

Diese Veranstaltung war nutzbringend vor allem, weil sie einen systematischen Klärungsbedarf illustrierte und gab letztlich den Anstoß, einmal systematischer über die je spezifischen Bedingungen der Produktion und Publikation wissenschaftlicher Ergebnisse in den unterschiedlichen Wissenschaftskulturen als Bedingungen auch differenter publikationsökonomischer Paradigmen

² Die auf der Tagung der MPG verabschiedete 'Berliner Erklärung' findet sich unter <http://www.zim.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html>.

³ Das Ad-hoc-Symposium ist dokumentiert unter <http://www.qualitative-research.net/fqs/presse/info-e.htm>; siehe auch Harnad in diesem Band.

nachzudenken: als ein Versuch in diesem Sinne versteht sich der folgende Beitrag.⁴

Ein solcher Versuch einer Positionsbestimmung kann allerdings – soll er denn nicht epische bzw. wissenschaftsgeschichtliche Breite annehmen – nur unter der Bedingung fast schon unzulässiger Vereinfachungen gelingen. Im folgenden werden mithin eine Reihe allenfalls provisorisch zulässiger Simplifikationen und Überzeichnungen ins Spiel gebracht – dies geschieht dann meist ohne erneuten Hinweis auf die letztliche Unzulässigkeit mancher dieser Zuspidungen, die den Blick auf allzuoft ignorierte Differenzen lenken sollen.

2. Zwei Wissenschaftskulturen ...

Ich gehe dabei von der nicht unbedingt neuen Unterscheidung zweier großer Wissenschaftskulturen aus, die sich als "Wissenschaftsfamilien" (Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften vs. "Science, Technology & Medicine") beschreiben lassen oder – sehr vereinfachend – häufig in der Gegenüberstellung "Geistes-" vs. "Naturwissenschaften" subsumiert werden. Die Literatur zu der hiermit angedeuteten Unterscheidung ist überreich und kann an dieser Stelle nicht einmal ansatzweise zusammengefasst werden. Interessieren soll in diesem Zusammenhang aber auch tatsächlich nur ein spezifischer Aspekt dieser Unterscheidung, der letztlich den Blick auf die unterschiedlichen Informations-, Kommunikations- und Publikationsmodelle beider Familien lenken kann.

In diesem Sinne ist vielleicht eine spezifische Fassung der zugrunde liegenden Differenz als derjenigen zwischen empirizistisch und hermeneutisch geprägten Wissenschaftskulturen hilfreich. Während erstere regelmäßig ein der wissenschaftlichen Kommunikation vorgängiges, nicht-diskursiv verfasstes empirisch gewonnenes Erkenntnis substrat voraussetzen, welches in wissenschaftlichen Kommunikationsprozessen im wesentlichen transportiert bzw. referenziert wird, wird in letzteren der Kommunikationsprozess selbst regelmäßig zum Gegenstand und Instrument wissenschaftlicher Arbeit zugleich.

Der Kern wissenschaftlicher Arbeit im empirischen Wissenschaftsmodell ist mithin den auf ihn bezogenen Kommunikationsprozessen essentiell vorgängig gedacht, während er im hermeneutischen Modell mit der diskursiven Praxis aufs engste verzahnt ist – von daher auch ist in diesem Zusammenhang gerne von "Diskurswissenschaften" die Rede.

Und selbst wenn diese letzte Bezeichnung inzwischen eine leicht despektierliche Konnotation, einen wissenschaftspolitischen haut-gout fast schon angenommen hat, so benennt sie doch recht klar einen Aspekt, den die textbasierten

⁴ Auch die als Motto dieses Beitrages verwendete Äußerung von Willard McCarty ist Teil eines durch die Berliner Veranstaltung ausgelösten Diskussionsstranges in der Mailingliste "Humanist" (http://lists.village.virginia.edu/lists_archive/Humanist/).

Philologien mit den zwar stärker empirisch fundierten, jedoch in ihrem Verhältnis zu den wissenschaftskonstitutiven Kommunikationsformen ebenfalls essentiell diskursbestimmten Geschichts- und Sozialwissenschaften gemein haben: beiden pflegen ein grundlegend verschiedenes Verhältnis zu den Instrumenten für das Verferten und Verbreiten wissenschaftsbezogener Information, im Vergleich zu den essentiell empirisch geprägten Naturwissenschaften, und zwar nicht erst unter den Bedingungen digitaler Informationsflüsse, sondern von altersher.

3. ... und zwei Informationsmodelle

Es gilt also, mit Blick auf die Funktion des Publikationsvorganges, den Unterschied zwischen den beiden hier zugrunde liegenden Informationsmodellen deutlich zu machen. Soll im "empirozentrischen" Modell ein gesichertes Faktum, ein "Resultat", ein Stück Erkenntnis oder zumindest eine diskursvorgängig erarbeitete Hypothese nur transportiert werden – und dies so schnell, effizient und preiswert wie möglich bei zugleich maximaler Breitenwirkung – so ist eine Veröffentlichung in den hermeneutisch geprägten Wissenschaften regelmäßig ein Blick in das Reflexionslabor des Verfassers, durchsetzt mit selbstreflexiven Brechungen und – so zumindest im Falle der komplexeren, monographienähnlichen Publikationsformen – mit einem hochdifferenzierten Arsenal von Strukturelementen, die zugleich darstellungs- und erkenntnisrelevant sind: Kapitelstrukturen, Register, Bibliographien etc. In einer geisteswissenschaftlichen Monographie sind die Darstellungsformen in ganz anderer Weise mit dem Gegenstand der Darstellung verwoben als die knappen Mitteilungsstrukturen naturwissenschaftlicher Aufsätze.⁵

Ist also ein Aufsatz in einem naturwissenschaftlichen Journal weitestgehend ein "Container", der formal in keiner spezifischen Beziehung zu dem in ihm transportierten Inhalt steht, so ist die Beziehung zwischen einer geisteswissenschaftlichen Monographie und ihren "Inhalten" ähnlich komplex und vielschichtig wie die Beziehung zwischen Signifikaten und Signifikaten in nicht extrem funktionalisierten und mechanisierten Zeichenbeziehungen generell. Extrem ausgeprägt ist dieser komplexe Zusammenhang naturgemäß in den Textwissenschaften, in denen regelmäßig ein Text Grundlage einer textuellen Erörterung einschließlich der Reflexion der inhärenten Möglichkeiten und Grenzen dieses Meta-Textes ist.

⁵ Einmal mehr Gelegenheit, den idealtypischen und mit vielen Einzelbeispielen widerlegbaren, stark vereinfachenden Charakter der hier zugrunde liegenden Typisierung zu betonen!

Diese Differenz hat massive Auswirkungen auf die je spezifischen Startbedingungen der Wissenschaftsfamilien beim Übergang zum Elektronischen Publizieren!

4. Elektronisches Publizieren in den beiden Kulturen

Kurz gefasst ist Elektronisches Publizieren in den Naturwissenschaften eine effiziente Reimplementierung, quasi Elektrifizierung, des vertrauten Informationsmodells, während es in den Geisteswissenschaften entweder ein letztlich ephemerer und unmaßgeblicher Vorgang der Derivatproduktion ist (so die heutige Situation) – oder anderenfalls ganz grundlegende Veränderungen in der Praxis wissenschaftlichen Arbeitens zur Folge hat. Diese These sei im folgenden erläutert.

Die Produktion elektronischer wissenschaftlicher Journale im STM-Bereich – und andere Publikationsformen spielen dort kaum eine Rolle – ist ein simpler, inzwischen recht robuster Prozess, in dem die aus der vor-digitalen Informationspraxis dieser Wissenschaften vertrauten Instanzen und Informationsobjekte letztlich nur automatisiert und damit erheblich effizienter implementiert werden.

Die formale Gestaltung der Veröffentlichung ist dabei selten wirklich ein Thema: Baukastensysteme wie vor allem LaTeX erlauben eine äußerst effiziente und von den zu transportierenden Inhalten völlig abstrahierbare formale Gestaltung der Aufsatz-"Container", und technischen Detaildiskussionen entzünden sich vor allem an der Frage der Garantie für die Qualität der – wohlgemerkt vor dem Verfassen des Artikels erarbeiteten – wissenschaftlichen Ergebnisse. Die Diskussionen um die Gestaltung der darauf bezogenen Begutachtungsprozesse ist in den seltensten Fällen auf die Textform des Beitrages bezogen, sondern orientiert sich regelmäßig an den vorgängig erarbeiteten "Resultaten". Von daher existieren auch Tendenzen, anstelle solcher Aufsätze – oder zumindest komplementär zu ihnen – schlicht die Veröffentlichung von Primärdaten und der für deren Aggregation zu "Ergebnissen" erforderlichen Methoden zu fordern.

Auch im Bereich der Geisteswissenschaften ist "Elektronisches Publizieren" derzeit noch weitgehend gleichbedeutend mit print-analogen Veröffentlichungsformen, die sich einfach nur eines neuen Trägermediums – des WWW – bedienen, um eine schnellere und effizientere Verbreitung zu ermöglichen. Dabei spielen aber die kurzen und ggf. auch in elektronischer Form "lesbaren" Zeitschriftenaufsätze eine vergleichsweise untergeordnete Rolle: hier handelt es sich bei den wirklich wissenschaftsrelevanten Formen vornehmlich um voluminöse und hochkomplexe Darstellungsformen mit Monographiencharakter, die wohl kaum am Monitor gelesen werden können: für diese Bücher

scheint die gedruckte und am besten auch ordentlich gebundene Variante immer noch die mit Abstand angemessenste Form.

So wie auch im Bereich der Belletristik die kurze Konjunktur der E-Book-Devices ein schnelles und gründliches Ende gefunden hat, ist auch der Bedarf für solche print-analogen Forschungsmonographien als genuine Netzpublikationen nicht wirklich ausgeprägt: ihre Rolle ist in der Wissenschaftskultur der Geisteswissenschaften wohl eher ephemere.

Dies könnte sich allerdings in dem Moment schlagartig ändern, wo echte digitale Äquivalente für die Strukturierung und Gestaltung monographien-ähnlicher Objekte gefunden sind, die eine genuine Netzpublikation geisteswissenschaftlicher Reflexion ermöglichen, wenn also der Versuch gelänge, strukturbildende Elemente geisteswissenschaftlicher Diskursformen effektiv im digitalen Medium zu reimplementieren.

Entsprechende Experimente werden derzeit zunehmend gemacht, doch müssen diese Versuche allesamt eine hohe, für die Geisteswissenschaften spezifische Barriere überwinden, denn die Strukturen der Darstellung sind hier eben teildentisch oder zumindest hochgradig verwandt mit den Instrumenten und Grundfiguren der Bedeutungsfindung, und der Versuch, hier grundlegend neue Mittel ins Spiel zu bringen, muss somit gleichzeitig auf der Signifikanten- und der Signifikatseite hochkomplexer Zeichenkonglomerate operieren.

Ein gutes Beispiel für diese Tatsache ist die konstitutive Rolle der Linearität und Sequentialisierung von Reflexions- wie auch Darstellungsfiguren in einer "klassischen" Forschungsmonographie. Wenn diese mit digitalen Werkzeugen reimplementiert und nicht bloß wieder analog nachgebildet wird, ist auch die konstitutive lineare Vektorisierung aufgegeben zugunsten eines Netzes fast beliebig rekonfigurierbarer Informationspartikel ohne "Erzählstruktur".

Die Folgen eines solchen Umbruchs auf allen Ebenen des wissenschaftlichen Diskurses sind enorm und leicht auszumalen: hier entsteht im Übergang zu digitalen Darstellungsformen eine Herausforderung, im Vergleich mit der die elektronischen Aufsätze der E-Zeitschriften sich doch recht trivial ausnehmen.

5. Und die Folgen für "Open Access"

Die bislang angedeuteten unterschiedlichen Beziehungen der beiden Wissenschaftskulturen zu den elektronischen Publikationsformen wiederum hat massive Konsequenzen für die jeweils wirksame Publikationsökonomie und damit auch dafür, was "Open Access" im Sinne eines tatsächlich attraktiven, weil wissenschaftlich stimulierenden Modells zu den jeweils spezifischen Bedingungen der zwei Kulturen konkret bedeutet. Die Begriffe des "Zugangs" und der "Offenheit" erhalten dann kontextbezogen ganz eigene Bedeutungen und Konnotationen, wie nachstehend angedeutet.

5.1 "Zugang"

Zugang bedeutet in der empirisch geprägten Wissenschaftskultur ein schneller, effizienter Zugriff auf elektronische "Container" (= Aufsätze), welche wiederum den Weg zu "Resultaten" und Primärdaten bzw. zu den auf diese Daten angewandten Methoden vermitteln und nach Ausübung dieser vermittelnden Funktion selbst weitestgehend obsolet sind.

Im Gegensatz dazu ist in den Geisteswissenschaften "Zugang" derzeit noch gleichbedeutend mit dem schnellen und komfortablen Zugriff auf gedruckte Informationsträger als Bedingung für "Lesen".

So besehen stellt *derzeit* die offene Zugänglichkeit druck-analoger Formen im Netz optimale Zugangsbedingungen für die "hard sciences" her, während optimale Zugangsbedingungen für Bücher und ähnliche Informationsressourcen für die Geisteswissenschaften wohl noch am ehesten in Bibliotheken gegeben sein dürften – und nicht im Netz der Netze.

Dies wird sich *zukünftig* aber in dem Grade ändern, wie ernstzunehmende Äquivalente hochstrukturierter Reflexions- und Diskursformationen auch im Netz und mit dessen genuinen Mitteln modelliert verfügbar werden: dann wird der Zugang zu netzbasierten Informationsressourcen auch für die Geisteswissenschaften ähnlich kritisch werden, wie er dies derzeit schon für die Naturwissenschaften ist.

5.2 "Offenheit"

Damit verändern sich dann auch die Parameter dafür, was "Offenheit" als wissenschaftskonstitutives Attribut letztlich bedeutet: für die Naturwissenschaften geht es um die offene Zugänglichkeit des gegenüber der vor-digitalen Zeit strukturell unveränderten Containers und möglichst auch der durch diesen vermittelten Primärdaten und der auf diese angewandten Auswertungsmethoden.

Für die Geisteswissenschaften hingegen wird "Offenheit" dann zunehmend synonym sein mit der Transparenz und Quellcodeverfügbarkeit der Veröffentlichung selbst, beispielsweise in Form der frei verfügbaren XML-Quelle einschließlich der auf diese Inhalte angewandten XSL-Transformationen für die Generierung unterschiedlicher "Sichten".

"Open Access" hätte dann zwei für die Wissenschaftskulturen spezifische Bedeutungsvarianten. Gemeint ist in jedem Fall der freie Zugang zu den Quellen elektronisch verfügbarer Information. Im einen Fall impliziert dies konkret den Zugang zu den Laboratorien naturwissenschaftlichen Arbeitens (und damit zu einer durch die Veröffentlichung nur vermittelten Welt) und im anderen Fall den Zugang zu den "Laboren" geisteswissenschaftlicher Arbeit, die mit den Veröffentlichungsformen selbst in hohem Maße identisch sind.

6. Ausblick

Bis dahin ist noch ein sehr weiter Weg zurückzulegen: vorgängig zu leisten ist der Aufbau einer tatsächlich wissenschaftsadäquaten Kultur der digitalen Publikation in den Geisteswissenschaften, eine gewaltige und komplexe Aufgabe, die jedoch massive und – wenn adäquat gelöst – auch enorm produktive Auswirkungen auf die Arbeitsweise dieser Wissenschaften selbst haben wird.

Wenn dieser Prozess einmal eine gewisse Grunddynamik gewonnen haben wird, sind in der Folge wahrscheinlich eine Reihe massiver und wirklich innovativer technisch-funktionaler Anforderungen gerade aus dem Umfeld der vermeintlich so retrograden Geisteswissenschaften zu erwarten.

Bis dahin allerdings werden die Debatte um wissenschaftliche digitale Publikationen und die unter dem Schlagwort "Open Access" geführten Diskussionen über die Bedingungen ihrer Verfügbarkeit geprägt bleiben von den sehr viel robusteren, einfacher zu erfüllenden (und nicht zuletzt auch im Sinne einer finanziellen Verwertungsökonomie attraktiveren) Anforderungen der Naturwissenschaften.